



Die Grenzen der Toleranz. Warum wir die offene Gesellschaft verteidigen müssen.

Michael Schmidt-Salomon
München/Berlin: Piper-Verlag
GmbH 2016, 215 S., 10,00 €
ISBN 978-3-492-31031-4

Säkularer Populismus?

Der Philosoph und Schriftsteller Michael Schmidt-Salomon greift mit Titel und Thema seines neuen Buches – „Die Grenzen der Toleranz“ – eine populäre Formel auf. In ihrer Ambivalenz dient sie den einen zur Kaschierung ihrer Intoleranz und den anderen zur Bekräftigung gemeinsamer Regeln und Wertvorstellungen in einer offenen Gesellschaft. Diese Formel ist politisch vielseitig nutzbar, einfach, griffig, allseitig beifallheischend – wer möchte ihr schon widersprechen? – und in diesem Sinne *populistisch*. So ist mit diesem Buch auch erneut die Frage nach der aktuellen Notwendigkeit eines an Menschenrechten,

Demokratie und Humanität orientierten Linkspopulismus aufgeworfen (vgl. Laclau 2007; Mouffe 2014).

Dass Toleranz Grenzen hat, ist eigentlich eine Binsenweisheit, die jede und jeder aus den Erfahrungen des eigenen Lebens kennt. Sie ergibt sich aber auch schon aus dem Begriff der Toleranz selbst: Intoleranz tolerieren zu müssen, wäre ein Widerspruch in sich. Und sogar in diesen bewegten Zeiten, wo so viel von Toleranz und Vielfalt die Rede ist, hat doch weit und breit noch niemand ernsthaft für grenzenlose Toleranz plädiert. Es ist viel eher so, dass dem politischen Gegner gerne eine solche Haltung grenzenloser Toleranz angedichtet wird, um sodann das eigene normative – und nicht selten: autoritäre – Bedürfnis nach Reglementierung der anderen mehr oder weniger deftig ausleben zu können. Wenn man in dieser Situation ein Buch mit „Grenzen der Toleranz“ betitelt, obgleich eigentlich niemand diese ernsthaft anzweifelt, dann hat man wohl vor allem die für dieses ambivalente Bedürfnis empfänglichen Käuferschichten im Blick. Ambivalent deshalb, weil sich darin sowohl eine Verteidigung der offenen Gesellschaft wie auch der Wunsch nach einer geschlossenen ausdrücken kann.

Ebenso wenig dürfte den meisten von uns unklar sein, „warum wir die offene Gesellschaft verteidigen müssen“, wie es der Untertitel des vorliegenden Buches suggeriert. Unklar und kontrovers ist doch vielmehr, *was genau* eigentlich diese vielbeschworene „offene Gesellschaft“ ist und *wie* sie zu verteidigen wäre. Erneut scheint die Titelwahl, schwankend zwischen Banalität und kämpferischer Geste, weniger den zu diskutierenden Inhalten als vielmehr einem populären Bedürfnis bei potentiellen Käufern und Käuferinnen verpflichtet zu sein. Im Buch selbst dagegen bestimmt der Autor ausführlich die Elemente einer offenen Gesellschaft, gibt Ratschläge für ihre Verteidigung und liefert sehr hilfreiche Unterscheidungen zur Bestimmung der Grenzen von Toleranz. Und so sei vorausgeschickt, dass es sich bei aller Kritik nach Ansicht des Rezensenten um ein lesenswertes, ja gedanklich anregendes Buch handelt.

Islamdebatte

Im ersten Kapitel seines Buches unterbreitet Schmidt-Salomon der Leserin und dem Leser einen doppelten und spannend zu lesenden „Blick in die Abgründe der Islamdebatte“. Er hat dabei stets zwei Pole kritisch im Auge: Ein „Feindbild Islam“ wie aber auch ein sogenanntes „Feindbild Islamkritik“. Entsprechend gibt es einerseits die wertschätzende Darstellung eines „islamischen Humanismus“ am Beispiel des Münsteraner Religionspädagogen Mouhanad Khorchide und andererseits ausgezeichnete Ausführungen zum „islamischen Faschismus“, ausgehend von den guten Beziehungen der deutschen Nationalsozialisten zu islamischen Muftis. Die öffentlichen Diskussionen von Khorchide und dem Islamkritiker Hamed Abdel-Samad werden als positive Beispiele für eine demokratische Streitkultur präsentiert. Klug arbeitet der Autor auch die starken ideologischen Gemeinsamkeiten von rechtspopulistischen Islamkritikern und Vertretern eines nationalistischen politischen Islams heraus. In humanistischer Perspektive ist es schade, dass Schmidt-Salomon auf Hinweise zu einem arabisch-persischen Humanismus verzichtet, der außerhalb der koranischen Tradition steht und sich aus anderen, nicht-religiösen, arabisch-persischen Quellen zu speisen vermag (Makdisi 1990; Aziz Al-Azmeh 2017).

Etwas peinlich geraten ist leider die ausführliche Selbstdarstellung des Autors, dass letztendlich er es sei, dem die Welt Khorchides Buch über islamischen Humanismus zu verdanken habe (S. 50ff). Vielleicht ist anlässlich dieser beispielhaften Passage eine Nebenbemerkung zum Gestus des Autors erlaubt: Was die Lektüre mitunter unangenehm macht, ist die regelmäßig durchschimmernde, etwas selbstgefällige Haltung des Autors. Er hält einen „Großteil der Menschen“ für weder klug noch ethisch sensibel (S. 10). Seit über 20 Jahren warnt er schon vor den Gefahren der Religion und tritt für die Prinzipien der offenen Gesellschaft ein, aber die Menschen verstehen es immer noch nicht (S. 11). Leserinnen und Leser sollten sich aber durch diesen Gestus des Bescheid- und Besserwissenden, dem nachdenkliche

Skepsis fremd zu sein scheint, nicht von der Lektüre und Auseinandersetzung mit den Inhalten abhalten lassen.

Trotz all seiner Differenzierungen in Bezug auf Islamkritik wäre zu diskutieren, ob Schmidt-Salomon es sich nicht zu einfach macht mit der Partei *Alternative für Deutschland* (AfD). Im Kontext seines Plädoyers für eine offene Streitkultur macht er mehrmals geltend, die AfD habe mit ihrer Islamkritik Recht und das solle man ihr auch zugestehen. Stattdessen aber wäre doch wohl darauf hinzuweisen, dass die Islamkritik der AfD undifferenziert ist, sich ressentimentgeladenen Tiefen Gründen verdankt und in Zusammenhang steht mit den Vorstellungen einer homogenen deutschen Volkskultur wie einer restriktiven Flüchtlingspolitik. Die Islamkritik der AfD unterscheidet sich doch ganz offensichtlich von dem Anspruch des Autors, differenzierte Islamkritik zu betreiben. Warum dann also diese merkwürdige Bruderschaft? Geht es darum, säkulare Wähler und Anhänger der AfD „abzuholen“, sie mit einer Bejahung der AfD-Islamkritik für die „offene Gesellschaft“ zurückzugewinnen? Wäre dies ein guter und sinnvoller Populismus?

In inhaltlicher Hinsicht ist doch das einzige, was man hier der AfD zugestehen kann, dass sie ein wichtiges Problem mitthematisiert, nämlich die Gefahren durch einen politisch-totalitären Islam. Sie macht dies aber in einer falschen Weise – indem sie den Islam pauschal verunglimpft und die Gefahr Tendenzen populistisch ausnutzt, sie macht es aus den falschen Gründen – völkischer Nationalismus, christlicher Fundamentalismus – und sie verknüpft Islamkritik mit inhumaner Flüchtlingspolitik. Das würden „entschiedene Freunde einer offenen Streitkultur“ (S. 59) deutlich benennen, anstatt der AfD auch nur minimal etwas zuzugestehen. Es geht hier nicht – wie der Autor meint – um die Verweigerung der Anerkennung eines Argumentes, nur weil dieses von einem politischen Gegner kommt (S. 59/60), sondern um die genaue Analyse des Argumentes, seiner Genese, seiner Prämissen, seiner Kontexte, seiner Intentionen. Später im Buch wird er diese unzureichende szientistische Reduktion eines Argumentes auf seinen sachlich-logischen Aussagegehalt bei gleichzeitiger voll

ständiger Ausblendung ihres lebensweltlichen Kontextes irrtümlicherweise als „rational“ bezeichnen (S. 107/108).

Gelegentlich sind die Darlegungen unterkomplex. Ein Beispiel: Der Definition des biologistischen Rassebegriffs fehlt eine entscheidende Komponente, die Verknüpfung von äußerlichen Merkmalen mit Charaktereigenschaften und Fähigkeiten. Deswegen entgeht dem Autor auch die eigentliche „Pointe“ des von der neuen Rechten in den 90er Jahren hervorgebrachten Konzepts des „Kulturrassismus“, einer Modernisierung des biologischen Rassismus. Kulturrassismus ist nicht einfach nur Diskriminierung aufgrund von Kultur, sondern die Annahme einer kulturellen Prägung von unveränderlichen Charaktereigenschaften und Fähigkeiten (z.B. Intelligenz, Machismus, religiöse Intoleranz, Gewaltbereitschaft). In diesem Sinne ersetzt hier die Kultur die Biologie. In den Literaturangaben des Buches finden sich leider keine Hinweise auf diese Debatten um rechten Kulturrassismus. Hier ist dann vielleicht Julian Huxley als einziger Gewährsmann nicht ausreichend, um das Thema zu erfassen (S. 27). Natürlich kann man darüber streiten, ob die Begriffsbildung „Kulturrassismus“ sinnvoll ist, in keinem Fall aber wird man umgekehrt behaupten können, sie genüge nicht den Kriterien der Rationalität (vgl. S. 105).

Toleranz

Im zweiten Kapitel des Buches wird die Geschichte der Toleranz in Europa, ihrer Theorie und Praxis dargelegt und der Autor leistet wichtige begriffliche Grundlagenarbeit. Das alles ist sehr gut lesbar, lehrreich und weiterführend. Schmidt-Salomon schildert zunächst stringent die Entwicklung der spätantiken Toleranz: Begrifflich vom stoischen Erdulden der Härten des Lebens (Cicero, Seneca) über das christliche Erdulden von Leiden und Verfolgung bis hin zur christlichen *tolerantia* als eines leidvollen Erduldens der „Ungläubigen“ (Tertullian, Cyprian); politisch vom polytheistischen und multireligiösen Rom zum Christentum als Staatsreligion unter Theodosius I. (347-395) und dem Ende der römischen Religionsfreiheit.

Wenn heute gelegentlich der Eindruck erweckt wird, Toleranz sei ursprünglich eine christliche Tugend, dann erinnern diese Ausführungen erhellend an diesen „Ursprung“: Die Christen übernehmen den stoischen Toleranzbegriff. Zu ihrem Erdulden von Leid gehört vor allen auch das Erdulden-müssen der religiösen Vielfalt, dabei stets auf Abschaffung dieser Vielfalt hoffend. Ihr Toleranzbegriff verträgt sich mit dem Christentum als Staatsreligion, was den meisten heutzutage paradox vorkommen dürfte. Auch erinnert der Autor an die weitgehende „zero tolerance“ des christlichen Mittelalters, nicht ohne auf den interessanterweise deutlichen Kontrast zur arabischen Hochkultur des 8.-11. Jahrhunderts hinzuweisen. Selbst noch der Augsburger Religionsfrieden entsprang nicht einer Theologie der Toleranz, sondern war ein Ergebnis der schlimmen kriegerischen Auseinandersetzungen, die niemand mehr wollte (Schilling 2016). Danach bestimmten die Fürsten über den Glauben ihrer Untertanen, es gab lediglich einer Toleranz der Fürsten untereinander. In den Reichsstädten schließlich entwickelte sich aufgrund der kulturellen Vielfalt langsam der Gedanke einer individuellen Toleranz in Bezug auf Meinungen und Lebensformen, der dann erst beginnend mit den Denkern der Aufklärung seine bis heute deutliche Prägekraft erhielt.

Für die Bestimmung der Grenzen von Toleranz geht Schmidt-Salomon von der politischen Geschäftsordnung liberaler Gesellschaften aus: Jeder und jede hat das gleiche Recht zu tun und zu lassen, was er und sie wolle, sofern dies nicht die gleiche Freiheit des anderen beeinträchtigt. Er weist deutlich auf den für offene Gesellschaften relevanten Lastcharakter der Toleranz hin: Ich muss Empfindungen, Meinungen und Verhaltensweisen aushalten, die mir gegen den Strich gehen. Moralische Ablehnung allein kann keine Einschränkung von Freiheiten begründen, dies geht nur, wenn die Rechte eines anderen verletzt werden. Es ist wichtig, dass der Autor diesen Punkt so deutlich hervorhebt, weil das Missverständnis, Moralvorstellungen allein könnten Verbote begründen, durchaus nicht nur in rechten und konservativen Kreisen verbreitet ist.

Schmidt-Salomon argumentiert für zwei Grenzziehungen: Zum einen die zwischen dem Tolerablen und dem Nicht-Tolerablen, zum anderen diejenige zwischen Toleranz und Akzeptanz. Am Beispiel der Homophobie ließe sich das wie folgt rekonstruieren:

Es ist zu tolerieren, dass jemand seine homophobe Meinung äußert, jedenfalls solange dies nicht den Straftatbestand der Beleidigung oder Volksverhetzung erfüllt. Wobei tolerieren selbstverständlich nicht heißt, dieser Meinung nicht widersprechen und nicht gegen sie ankämpfen zu dürfen. Der Autor empfiehlt eine „zivilisierte Verachtung“ solcher Meinungen.

Es ist aber nicht zu tolerieren, wenn jemand zu Einschränkungen der Freiheitsausübung von Homosexuellen (Einschüchterung, Gewalt) aufruft, geschweige denn sie unternimmt. Dabei wird es nicht immer einfach sein, genau zu bestimmen, wann lediglich eine Meinungsäußerung vorliegt und wann schon eine verbale Freiheitsbeeinträchtigung.

Weiter ist es nicht zu tolerieren (erdulden) sondern zu akzeptieren (wertzuschätzen), dass jemand seine eigene Meinung äußert (wenngleich man auch den Inhalt nur toleriert bzw. nicht toleriert). Ebenso sind andere Lebensformen wie z.B. gleichgeschlechtliche Lebensformen, nicht nur zu tolerieren, sondern aus Gleichheitsgründen zu akzeptieren, sofern sie wiederum nicht andere Lebensformen beeinträchtigen.

Diese Unterscheidungen sind sicherlich eine längere und breitere Diskussion wert. Hier nur einige knappe Hinweise dazu. In unserer Alltagssprache wird unter Toleranz in der Regel eine positive, mit Akzeptanz, Respekt, Anerkennung verbundene Tugend verstanden. Für Schmidt-Salomon ist Toleranz aber ausschließlich die Negativität eines Erdulden- und Ertragen-Müssens. „Wer tolerant ist, der nimmt es hin, dass andere Menschen in unangenehmer Weise anders denken, handeln, empfinden.“ (S. 67) In gewisser Weise bleibt er hier den Ursprüngen der christlichen Tradition verhaftet. Er sondert die positive Seite aus seinem Begriff von Toleranz aus und verwendet dafür stets den Begriff Akzeptanz. Dadurch aber gibt es keinerlei Zwischentöne: Es gibt entweder etwas Tolerables bzw. Nicht-Tolerables, das es zu

bekämpfen bzw. zu verachten gilt, oder aber etwas Akzeptables, das gutzuheißen ist. Schwarz oder weiß. Es gibt nichts, das man akzeptiert, obgleich man es ablehnt. Hierzu gibt es längst konzeptionelle Alternativen, die verschiedene Stufen von Toleranz unterscheiden (er dulden, akzeptieren, respektieren, wertschätzen) und dabei zugleich das begrifflich notwendige Element der Ablehnung in verschiedenen Graden bewahren (insbesondere: Forst 2003): So kann man gute Gründe dafür haben, warum man etwas, das man ablehnt, dennoch nicht nur erduldet, sondern akzeptiert. Zu fragen wäre erneut, ob die im vorliegenden Buch gegenüber der empirischen Wirklichkeit vorgenommene Vereinfachung einen *guten* populistischen Sinn hat, ob es sich also um eine akzeptable – weil Aufklärung und Toleranz fördernde – Vereinfachung handelt.

In Bezug auf Tolerables wie Nicht-Tolerables plädiert der Autor für eine „Kunst der zivilisierten Verachtung“ und „Abschreckung durch Freiheit“. Dabei erwecken die Ausführungen gelegentlich den Eindruck, als würde relativ viel in diese Bereiche und doch nur sehr wenig in den Bereich des Akzeptablen fallen. Es drängt sich der Verdacht auf, dass andere Meinungen bei ihm zumeist in den Bereich des zu Ertragenden fallen; Respekt und Akzeptanz scheinen nur die Personen als solche – seltener aber ihre abweichenden Meinungen und Lebensformen – sowie der Akt der freien Meinungsäußerung – seltener aber ihr Inhalt – verdient zu haben (vgl. insbesondere „Die 7 Spielregeln des zivilisierten Widerstreits“, S. 110f).

Weiter scheint höchst fraglich, ob die geforderte Kultivierung des Beleidigens wirklich einen Beitrag leistet zu einer produktiven Streitkultur (vgl. S. 111). Das „Verachten“ und „Abschrecken“ der anderen dürfte eher destruktive Beleidigungen und eskalierende Verläufe produzieren. Auch ist die Diskussion der Beleidigungs-Problematik verkürzt. Es ist zwar richtig, dass ein subjektives Beleidigungsgefühl des einen allein nicht schon eine Einschränkung der Meinungsfreiheit des anderen rechtfertigen kann. Gleichwohl gibt es strafrechtlich die Kategorie „objektive Beleidigung“, die eine solche Einschränkung durchaus begründen kann.

Rationalität

Der Autor schlägt uns „10 Gebote der Rationalität“ vor, die in den „gesellschaftlichen Debatten stärkere Beachtung“ und in den „Bildungsinstitutionen systematisch geschult“ werden sollten (S. 105-110). Dagegen ist im Grunde nichts einzuwenden, sofern zwei Dinge beachtet werden. Zum einen sollte diese Akzentuierung von Rationalität nicht zu Lasten anderer Kompetenzen wie z.B. der Entwicklung von Empathiefähigkeit und Solidarität gehen, die für offene pluralistische Gesellschaften mindestens genauso bedeutsam sind wie Rationalität. Es ist schon erstaunlich, wie wenig davon im vorliegenden Buch die Rede ist und wir werden gleich noch sehen, dass das auch im folgenden 3. Kapitel über die „Prinzipien der offenen Gesellschaft“ wenig bis gar nicht vorkommt.

Zum zweiten sollte nicht der Eindruck erweckt werden, diese 10 Gebote der Rationalität seien eine eindeutige und selbst nicht wieder rational kritisierbare Diskussionsgrundlage. Zum Beispiel zeigt sich beim Gebot „Interne Widerspruchsfreiheit“ sehr schnell, dass es gar nicht eindeutig und konsensuell ist, was als Widerspruch identifiziert wird und was nicht. Das Gebot „Externe Widerspruchsfreiheit“ übersieht die Problematik, dass es oftmals unterschiedliche empirische „Faktenlagen“ und Forschungsergebnisse zu ein und derselben Frage gibt. Das Gebot „Unparteilichkeit der Argumentation“ verweist auf das wissenschaftliche –und der gesamten humanistischen Tradition der Rhetorik widersprechende – Vorurteil, strittige Fragen ließen sich unter Ausblendung lebensweltlicher Kontexte von Argumentationen im reinen Raum der Logik klären (vgl. Schöppner 2016).

Insgesamt aufhorchen lässt des Autors ungebrochener Glaube an die eine einzige Rationalität, den einen unstrittigen „aktuellen Wissensstand“, dem man sich anscheinend beugen soll, wenn man nicht als „weltanschaulich inkompetent“ und „intellektuell beschränkt“ gelten möchte (S. 98). Eine stetig wiederkehrende Lieblingsformulierung lautet: „Rationale Analyse zeigt...“ Für Schmidt-Salomon scheint klar zu

sein, dass jede andere Analyse, die womöglich zu einem anderen Schluss kommt, nicht rational sein kann. Auch dazu nur ein Beispiel: Seine rationale Analyse zeigt, dass Islamkritik nicht faschistisch sein kann, weil der politische Islam selbst eine Nähe zum Faschismus hat. Aber, so wäre einzuwenden: Die größten Kritiker der Elche sind meistens selber welche. Auch der gegenteilige Schluss ist möglich und rational. Und wahrscheinlich gibt es noch weitere rationale Analysen zu diesem Thema, die sich auch nicht umstandslos mit diesen beiden decken.

Die Realität und das Denken sind wohl vielfältiger und widerspruchsvoller als es uns in diesem Buch oftmals vorgeführt wird. Womit ausdrücklich nicht gesagt sein soll, dass es hier keine guten Analysen und Begründungen, keine interessanten Fragestellungen und keine lehrreichen Gedanken gibt. All das gibt es und Leser und Leserinnen können es mit Gewinn lesen. Es erscheint nur leider immer eine Spur zu einfach, zu eindeutig und zu selbstgewiss. Daher an dieser Stelle erneut die Frage: Ist dies eine Form von politisch notwendigem säkularem Populismus? Notwendig nicht etwa deshalb, weil die Leute zu dumm sind, komplexere Abhandlungen zu verstehen: Das sind sie nämlich nicht, allerhöchstens wollen sie keine abgehobenen Analysen lesen. Sondern notwendig deshalb, weil so auf eine angenehm unterhaltsame Weise wichtige Überlegungen transportiert werden, die sonst in akademischen Milieus einstauben würden.

Offene Gesellschaft

Aktuell zählt der Begriff der „offenen Gesellschaft“ zu den öffentlich inflationär gebrauchten und zugleich kaum geklärten Begriffen. Schmidt-Salomon will dem dankenswerterweise abhelfen und gibt seinen Lesern und Leserinnen einen kurzen Einblick in Geschichte und Inhalt von Karl Poppers Buch „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“. Darauf aufbauend schlägt er eine Definition vor: Eine offene Gesellschaft hat „funktionstüchtige Institutionen zur Absicherung der ‚freiheitlich-demokratischen Grundordnung‘ (...) (Gewaltenteilung,

Rechtsbindung, freie(n) Wahlen, freie(r) Meinungsbildung“ und ist geprägt durch die Prinzipien „Liberalismus, Egalitarismus, Individualismus und Säkularismus“ (S. 122). Popper ergänzend fügt Schmidt-Salomon das Prinzip des Säkularismus hinzu. Ein Prinzip wie Solidarität o.ä. wird von ihm aber nicht hinzugefügt.

Das für die aktuellen Debatten Entscheidende an der vorgeschlagenen Definition ist der Punkt, dass das Vorhandensein funktionierender rechtsstaatlicher Institutionen und das Befolgen der Gesetze allein nicht ausreicht für die Verwirklichung einer offenen Gesellschaft. Entsprechend setzt sich der Autor ausführlich mit den vier Prinzipien auseinander, die es darüber hinaus für gesellschaftlichen Zusammenhalt bedarf.

Liberalismus und Egalitarismus werden gemeinsam behandelt. Dabei erstaunt zunächst des Autors großes Vertrauen in „die unsichtbare Hand des Marktes“, die „Eigennutz in Gemeinnutz“ verwandele (S. 126). Als Beispiel dafür muss herhalten, dass wir stetig verbesserte Smartphones bekommen. Auf der anderen Seite aber spricht er sich sehr wohl gegen einseitige Konzentrationen von Macht und Reichtum aus und befürwortet staatliche Transfer- und Regulierungsleistungen als Formen „ausgleichender Gerechtigkeit“ (S. 133). Sein Verständnis von gesellschaftlicher Solidarität scheint sich auf diese staatlichen Ausgleichsleistungen zu beschränken. Der Argumentationsgang seiner Harmonisierung der Prinzipien Freiheit und Gleichheit ist lesenswert, wenngleich zu mutmaßen ist, dass dies auf der Ebene konkreter Politik doch sehr unterschiedliche und disharmonische Akzentuierungen bleiben.

Das Prinzip „Individualismus“ wird unter dem Motto „Selbstbestimmung statt Gruppenzwang“ behandelt. Sehr stimmig ist die Kritik des Autors an der herrschenden Überbetonung kollektiver Identitäten, er fordert Emanzipationspolitik statt Integrationspolitik und eine verstärkte Bezugnahme auf Individuen statt auf z.B. „Deutsche“, „Türken“ oder „Muslime“ (S. 142). Hieraus ergibt sich auch seine Kritik am sogenannten „Familismus“, der Einschränkung von Individualität und

Selbstbestimmung innerhalb der Familie. Schmidt-Salomon diskutiert das im Jahr 2012 vom deutschen Bundestag erlassene *Gesetz zur Beschneidung des männlichen Kindes* und wendet sich m. E. zu Recht gegen die damit erfolgte Priorisierung der Religionsfreiheit gegenüber den Rechten des Kindes auf körperliche Unversehrtheit und Selbstbestimmung. Umstritten dürfte aber seine Parallelisierung von weiblicher und männlicher Beschneidung sein, da hier durchaus unterschiedliche Grade körperlicher Verletzung vorliegen. Die Parallelisierung ist eigentlich auch argumentativ entbehrlich, denn selbst wenn man den Unterschied anerkennt, würde das ja gar nicht notwendig für Knabenbeschneidung sprechen.

An dieser Stelle ist eine interessante Frage aufgeworfen: Zum einen spricht der Autor völlig zu Recht Kindern das Recht zu, eigene „religiös-weltanschauliche Überzeugungen zu entwickeln“ (S. 148), zum anderen den Eltern das „Recht, ihre religiösen und politischen Überzeugungen zum Ausdruck zu bringen“, sofern das die Grundfreiheiten der Kinder nicht einschränkt (S. 150). Konkret wendet sich Schmidt-Salomon gegen die „konfessionelle Aufspaltung der Schülerinnen und Schüler in unterschiedliche Bekenntnisunterrichte“, weil dies zu einer weltanschaulichen „Perspektivverengung“ führe und das friedliche Zusammenleben gefährde (S. 150). Dagegen plädiert er für die „Einführung eines *allgemeinverbindlichen Fachs*, in dem sich die Schülerinnen und Schüler unabhängig von ihrer familiären Herkunft mit Fragen der Lebensgestaltung, der Ethik, der Religion und Weltanschauung auseinandersetzen.“ (S. 150f) Man solle „damit aufhören, Kinder als weltanschauliche Anhängsel ihrer Eltern zu betrachten, die man im Sinne der jeweiligen Familienidentität weltanschaulich zurichten darf.“ (S. 151)

Alle, die z.B. den Humanistischen Lebenskundeunterricht in Berlin aus eigener Erfahrung kennen, dürfte diese Argumentation nicht überzeugen. Denn der humanistische Bekenntnisunterricht impliziert gerade Erziehung zur Selbstbestimmung, die vom Autor geforderte „vorurteilsfreie Bildung“, eine Perspektiverweiterung, ergo eher reflexive Kompetenz denn „Glaubensfestigkeit“. Wer Humanismus vertritt, kann

sich nicht mit einem Begriff von Weltanschauung anfreunden, der auf Beschallung und „Zurichtung“ setzt.

Mit der Behandlung des vierten Prinzips im Abschnitt „Säkularismus ist die Lösung“ wirft Schmidt-Salomon so wichtige wie aktuelle Fragen zur Zukunft der Religions- und Weltanschauungspolitik in Deutschland auf. Seine Stoßrichtung sind „säkulare Gesellschaftsnormen“ und eine „konsequente Trennung von Staat und Religion“ (S. 152). Viele Einzelaspekte werden erhellend dargelegt (z.B. Säkularisierungsdefizite in der Bundesrepublik) und so manche interessante These wird formuliert (z.B., dass das Projekt der offenen Gesellschaft gefährdet sei durch das kirchliche Festhalten an ihren Privilegien). Dennoch vermag die Darstellung nicht in Gänze zu überzeugen, weil eine Reihe von Fragen und letztendlich auch der Zentralbegriff ungeklärt bleiben.

Was genau meint der Autor mit „säkular“? Der Begriff oszilliert bei ihm zwischen den Bedeutungen „nicht-religiös“ und „neutral“. Mit „Trennung von Staat und Religion“ dürfte wohl „Trennung von Staat und Religion bzw. Weltanschauung“ gemeint sein, denn an anderer Stelle wird – in Abgrenzung zum Laizismus – zugestanden, dass der Staat keineswegs Nicht-Religiosität gegenüber Religiosität bevorzugen dürfe (S. 152, 158). Unklar bleibt, was mit Säkularität im öffentlichen Raum gemeint ist. Einmal werden Religiosität und Säkularismus als miteinander vereinbare Prinzipien vorgestellt, weswegen es z.B. gelte, das öffentliche Wirken liberaler Islamverbände in Deutschland besser zu unterstützen. An anderer Stelle wird der „politischen Klasse“ die Aufgabe zugewiesen, für die Ersetzung von „religiöse(n) Deutungsmuster(n)“ durch „weltlich-rationale Sichtweisen“ im öffentlichen Raum sorgen zu müssen (S. 157). Womöglich wäre es klärend, zwischen Säkularismus in Bezug auf politisch-juristische Institutionen einerseits und in Bezug auf demokratische, gesellschaftliche Willensbildungsprozesse andererseits zu unterscheiden. Nicht wirklich behandelt ist zudem die Frage, in welcher Hinsicht man den demokratischen Rechtsstaat als weltanschaulich neutral bezeichnen kann und in welcher Hinsicht nicht. Wenn weltanschauliche Neutralität keineswegs „Wertneutralität“ ist, dann darf man sich schon mal fragen, wie welt

anschauliche Neutralität und Wertegebundenheit zusammengehen können.

Zum Abschluss des 3. Kapitels plädiert Michael Schmidt-Salomon für eine frühere und umfassendere Behandlung der Evolutionstheorie schon in der Grundschule sowie ein stärker rationalistisches und wissenschaftliches Profil öffentlicher Bildungseinrichtungen, insbesondere der Lehrerbildung. Es ist natürlich richtig, dass die Evolutionstheorie zu den grundlegenden naturwissenschaftlichen Bildungsinhalten gehören muss, allerdings scheint der Autor ihre lebenspraktische Bedeutung erheblich zu überschätzen. Dies gilt sowohl in Bezug auf das persönliche Selbstverständnis (S. 165) wie auf einen biologischen Begriff von Verwandtschaft (S. 163/164/166): Völlig grotesk die Einschätzung, die evolutionäre Rückführung auf eine biologische Verwandtschaft bis hin zu den ersten Einzellern begründe Gemeinschaftsgefühle unter allen Menschen („Omama Bakteria“) und Sorge für deren Abwendung von Nationalismen und Fundamentalismen (S. 166).

Abschreckung durch Freiheit?

Das letzte und sehr kurze Kapitel des Buches enthält die wohl originellste und amüsanteste Passage des Buches: Der Autor schildert „spaßeshalber“, mit welchen „Freiheitsandrohungen“ er die Feinde der offenen Gesellschaft von Migration und Flucht nach Deutschland abhalten will (S. 177/178). Man sollte ihm nicht unterstellen, er übersehe dabei, dass aus Krieg und anderen Nöten nach Deutschland flüchtende Menschen unabhängig von ihrer Mentalität ein Recht auf Asyl bzw. humanitäre Aufnahme haben. Und zu hoffen ist, dass unter sein Verdikt „Feinde der offenen Gesellschaft“ – denen seine Drohung gilt – nicht allzu viele Flüchtende fallen, die es nicht verdient haben.

Schade ist in jedem Fall, dass die Verteidigung der offenen Gesellschaft bei Michael Schmidt-Salomon ganz offensichtlich nur im Modus „Abschreckung“, „klare Kante zeigen“, „zivilisatorische Verachtung“,

„aufrechter Gang“ und – schön phallisch – „Standhaftigkeit“ möglich ist und andere dabei der „Rückgratlosigkeit“, „Kuscheldiplomatie“ und „opportunen Profillosigkeit“ beschuldigt werden. So freut sich der Autor über die Unbeugsamkeit eines Raif Badawi, der von den Fundamentalisten in Saudi-Arabien ausgepeitscht wird, weil er seine Kritik am Regime nicht zurücknimmt. Schmidt-Salomon ist eben nicht Vorsitzender einer Galileo-Galilei-Stiftung sondern der Giordano-Bruno-Stiftung. Bei aller Bewunderung für die in „Die Grenzen der Toleranz“ geforderte heroische Männlichkeit: Ist nicht gerade das auch eine fundamentalistische Haltung? Zumindest aber: Sorgt nicht die eingeforderte Mannhaftigkeit in vielen Fällen eher für Eskalation und Verhärtung als für Dialog und Frieden?

Der Aufruf aber zu „klarer Kante“ und Co. dürfte einigermaßen populär sein in Deutschland, und das in verschiedensten politischen Spektren. Der Autor hantiert durchaus mit einfachen Formeln, die ihm Beifall von vermutlich unerwünschter Seite beschern dürften. Populismus ist der Anspruch, die einheitliche Meinung des Volkes – des „kleinen Mannes“ – zu vertreten. Populismus behauptet eine Einheitsmeinung. Genauer: Es handelt sich gar nicht um eine Meinung, denn das würde die Existenz weiterer Meinungen voraussetzen. Die behauptete Einheitsmeinung ist die Wahrheit. Populist und Populistin kennen die Wahrheit und wissen, dass zumindest ein Teil des Volkes ebenfalls diese Wahrheit kennt und begehrt. Populär ist der Vorwurf der ungezügelter Gier der Herrschenden nach Reichtum und Luxus, die Opposition von machtlosen „kleinen Leuten“ und allmächtigen „denen da oben“ sowie speziell im Rechtspopulismus die Angst vor „Überfremdung“, all das gerne garniert mit Verschwörungstheorien, häufig antisemitischen. Populär ist heute aber auch der Ruf nach den „Grenzen der Toleranz“.

Schon länger wird in Politik und Wissenschaft diskutiert, ob es ausreichend, populistische Äußerungen als Lüge oder „Bullshit“ (Frankfurt 2014) zu titulieren, um sodann mit Aufklärung und Differenzierung dagegen zu halten. Denn gerade diese kultivierten Strategien sind bei den für Populismus empfänglichen Bevölkerungsteilen ein wesentli

ches Merkmal der verhassten „Eliten“. Wäre also dem rechten Populismus ein linker Populismus entgegenzusetzen (vergl. Laclau 2007; Mouffe 2014)? Ob es sich bei dem hier besprochenen Buch um eine populistische Strategie handelt, um einen politisch notwendigen säkularen Linkspopulismus, mag eine der Fragen sein, zu denen Leserinnen und Leser bei der Lektüre dieses lesenswerten Buches angeregt werden.

Literatur

Aziz Al-Azmeh: Freidenkertum und Humanismus. Stimmungen, Motive und Themen im Zeitalter der Abbasiden (8.-13. Jh.), in: Schöppner, Ralf (Hrsg.): Vielfalt statt Reformation. Humanistische Beiträge zum Dialog der Weltanschauungen, Band 10 in der Schriftenreihe der Humanistischen Akademie Berlin-Brandenburg, Aschaffenburg 2017.

Forst, Rainer: Toleranz im Konflikt, Frankfurt am Main 2003.

Ernesto Laclau: On populist reason, London 2007.

George Makdisi: The rise of humanism in classical Islam and the Christian west. Scotland: Edinburgh, University Press, 1990.

Chantal Mouffe: Agonistik – Die Welt politisch denken. Berlin 2014.

Schilling, Heinz: Der lange Weg zur Rebellion, in: ZEIT Geschichte: Die Revolution des Glaubens. Luther, Nr. 5/2016, S. 14-19, Hamburg 2016.

Schöppner, Ralf: Argumentieren, in: Hubert Cancik/Horst Groschopp/Frieder O. Wolf (Hrsg.): Humanismus: Grundbegriffe, Berlin/Boston 2016